



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Poeck, Wilhelm: Die See in der plattdeutschen Lyrik

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Stork, Stork, Schniwelschnawel,
 Mit de lange Heugawel,
 Flieg übers Bäckershaus,
 Hol' drei Beck' heraus:
 Dir ein', mir ein',
 Andern Kindern auch ein'!

Oder wenn in ihm die Sehnsucht aufstieg, noch ein kleines Brüderchen zu bekommen:

Stork, Stork, guter,
 Bring mer noch en Bruder!

Aber wenn das die arme Sophie hörte, rief sie rasch:

Stork, Stork, bester,
 Bring mer noch e Schwester!

So und derlei waren die Gedanken, die dem Karl auf dem Heimwege von Pfeddersheim kamen.

(Fortsetzung folgt)



Die See in der plattdeutschen Lyrik

Von Wilhelm Poock=Askona



Es ist selbstverständlich, daß eine von meeranwohnenden Stämmen gesprochene Volkssprache in ihrer Laut- und Wortbildung auch stark vom Leben des Meeres beeinflusst wird, daß sie, wie das wirtschaftliche Leben der Bevölkerung, zu ihm in natürlichen inneren Beziehungen bleibt und daß diese sich vor allem auch in seiner Literatur ausdrücken müssen. Das bekannteste zum plattdeutschen Programmlied gewordene Gedicht Reuters ist eine Lobpreisung der plattdeutschen Sprache, die ein „Eißboom, de waßt an de See“ genannt wird. Dies ideale Bild ergänzt Groth durch einen markigen Hinweis auf ihre weit über Deutschland hinausgreifende praktische Bedeutung für das Leben auf der See.

Gah op de See, so wit se rekt,
 Wohin en Strom sin Dower strekt,
 Wohin en Schipp dat Segel föhrt,
 Dar ward uns' ole Plattdütsch hört.
 Keen Stück an't Schipp, un het't en Nam,
 So is he ut dat Plattdütsch kam.
 Keen Woord op Schipp ward kummandeert,
 Man het't toerst op Plattdütsch lehrt.
 Wenn't nu oof engelsch, hochdütsch ludt:
 Ut 't Plattdütsch neem se dat herut.

Man kann dies Urteil mit einigen Einschränkungen ruhig gelten lassen: in der Tat ist die plattdeutsche Sprache nicht nur die Trägerin der nautischen Technologie vor allem für die Segelschifffahrt gewesen, das mit ihr verbundene, jetzt allerdings schon greulich mit chinesischem „Pidgin“ und anderem exotischen Mischmasch versezte Schiffs- und Matrosenplatt ist für Auswanderer und sonstige Heimatfremdlinge das letzte seelische Band, das sie mit dem Mutterlande verknüpft. Diese Klänge ertönen in ihnen noch, wenn andere Stimmen aus dem Vaterlande nicht mehr in ihnen leben.

Auch das Leben des Janmaats vorm Grootmast, des „Fahrensmannes“, des plattdeutschen Matrosen und Schiffers klingt, leider weniger von ihm selbst als durch stammesgenössische Kunstdichter gepflegt, in der neuniederdeutschen Lyrik wieder. Aber ihre feinsten Töne erwachen darin nicht; die Seele der See schlummert in vertrauerten, und zugleich in stärkeren Registern der plattdeutschen Sprache. Die See vermählt sich, in Liebe und Haß, während und verlangend zugleich, mit der Seele des Plattlands, und dieses seltsame salomisch anmutende Verhältnis fand, wie die Seele Niederdeutschlands überhaupt, unter allen plattdeutschen Lyrikern bei Groth seinen feinsten und poetisch vollendetsten Ausdruck. Man braucht nur das „Du Büsum“-Gedicht im „Duidborn“ — vor sechzig Jahren schenkte Groth dies wundervolle Buch den Deutschen, nicht nur seinen Stammesgenossen — sprechen zu lassen: lebt in ihm nicht die ewig schenkende, ewig raubende See, die allem durch sie ins Dasein Gerufenen — Kirchturm, Haus, Steen, Pahl, Insel, Beest, Hund, Mensch mit der Laune einer Nacht das Leben wieder nimmt, dieses seltsam spulhafte, scheinbar nur für drei, sechs, höchstens zehn Menschengenerationen berechnete Leben des Wattenreichs, wie es uns aus den Schriften der alten Chronisten mit ihren entsetzlichen „Mandrenke“-berichten entgegenstarrt? Oder man erlebe das weniger bekannte Gedicht „De Flot“ mit. Packt uns die Lücke, mit der das Wattenmeer in Verbindung mit der grauen Nebelfrau den Jäger, den Kraut(Krabben)fischer, den Halligmann zur Hohl-ebbezeit in das unentwirrbare Netz ihrer Priele, Auen und Tiefe verstrickt, nicht mit Polypenarmen, schüttelt uns das Grauen, mit dem der in hundert Schlangenleibern heranschleichende Tod seinen Opfern langsam zum Herzen hinaufkriecht, nicht mit Fäusten? Sieht man sie nicht laufen, hört man nicht das Zischen der See gegen ihre Leiber:

Bi Iepen langs den natten Sand
In Drab, de Büffen inne Hand,
Man jümmer langs de flacksten Stellen!
Man jümmer vörwärts as de Wellen!

De eersten weern all lang ut Sicht,
Noch jümmer nie dicht an dicht,
Bi Iepen as de Schum un Blasen,
Bi Iepen as vaern Hund de Hasen,
Un mit de Mewen, de der schregen,
Un mit de Waggen, de der stegen —

Bet aewern Fot, — bet anne Kneen!
 Un nix as Water mehr to sehn,
 Un Grau un Grön un Daf un Damp,
 As seegst du aewern Wetenkamp,
 Un jümmer höger — Wagg an Wagg
 As Künns int Trünneln, Slagg an Slagg,
 Un Stöt un Palschen gegen Mügg
 Un Schum un Solt bet int Gesicht:
 Dat is vörbi! dat is de Flot!
 Dar 's nix to haepen as de Dod.

Aber das Meer, in der Geschichte des Landes fast immer der Feind, wird in der Geschichte des Volkes auch einmal zum gewaltigen Helfer. In lapidaren Langzeilen klingt sein Eingreifen in der „Slacht bi Hemmingsted“ wieder:

Un op de Panzers fulln de Släg, un Rütters in den Sand,
 Un vun de Oeeft dar keemn de Burn, un de Flot keem aewert Land.
 „Nu wahr di Garr, de Bur de kummt!“ he kummt mit Gott den Herrn,
 Vun Heben fällt de Sneec heraf, de Flot de stigt vun nerrn.

Auch anderen neuplattdeutschen Dichtern hat geschichtliche Überlieferung dankbare poetische Stoffe geschenkt. Die alte niedersächsische Volksmildeheit, die Nahrung, Kraft und Lebensfreude, wenigstens bei den Küstenstämmen, aus dem Meere sog, wird sich sicher auch in Liedern, wie dem alten Hörnumer Strandräubervers:

Frii es de Feskfang,
 Frii es de Jagd,
 Frii es de Ströndgang,
 Frii es de Nacht,
 Frii es de See, de willje See
 En de Hörnumer Keel!

ausgetobt oder besser: ausgebrüllt haben (Frisia non cantat), aber leider ist von ihnen so gut wie nichts erhalten. Vor allem ist es schade um den Untergang des großen Störtebekerliedes, von dem nur die erste Strophe

Störtebeker un Godete Micheel
 De robeden beide tho glikten deel
 Tho water un tho Lande,
 So lange dat idt Gott vom Hemmel verdroth.
 Do moften se liden grote schande

nachgeblieben ist. Aber der Ostfriesen W. Lüples hat eine vorzügliche Nachdichtung im Geiste des Originals geschaffen, stofflich gedungen, von dramatischem Leben erfüllt und von geradezu vollendeter archaischer Stilisierung, so daß dies neue Störtebekerlied getrost den Grothschen Balladen an die Seite gestellt werden darf. Von dem sehr langen Gedicht (abgedruckt im Ostfriesisch-plattdeutschen Dichterbuch, Aurich, N. H. F. Dunkmann) mögen zwei den Kampf bei Helgoland schildernde Strophen hier stehen:

„Holt up, Gefellen, un drinkt nich mee,
 Dor lopen dre Schepen in de See,
 Bemant mit Hambörger Knechten:
 Wen de uns kamen an Schipsboort
 Den moot wi watter fechten.“

Se broggen Büßen und Pielen heruut,
 Se schoten wol mit Loot un Kruut,
 Dat 't wiet un siet het Klungen:
 Do is so mennig stolte Held
 Sien Hart in Stücken sprungen.

Schiffsbeutegierig, strandbeutegierig waren die Friesen von je bis auf diese Tage, vor allem die Sylter und die Helgoländer. Die Blicke, mit denen ihre Vorfahren durch Schaum und Brandung antreibenden Fahrzeugen entgegen-sahen, haben entschieden unserem heutigen Humanitätsgefühl nicht entsprochen, sondern wünschten etwas ganz anderes. Etwas von der unheilvollen Kraft dieses Blickes spricht aus des friesischen Dichters Fooke Hoissen Müllers Ballade „Könt Helgos Dog“ zu uns, obwohl es sich im übrigen darin nicht um Strand-beute handelt:

Upt Solder (Söller) haben de Klippentant
 Daar sit Könt Helgo van Helgoland.
 He met mit de Dogen de deepe See,
 Rümmt het der en Doge so scharp as he.
 By de Bissers (Fischern) geit et von Mund to Mund:
 Helgos Doge dat bahrt (bohrt) der en Schipp in Grund!

Ein Nachfahr Störtebekers und nicht minder frecher Blünderer Hamburger Schiffe war Klaus Kniphoff, eine der poetischen Verherrlichung unbedingt würdige Piratenfigur, denn als er nach dem Grassbrook geführt wurde, um dem Amtsnachfolger des berühmten Rosenfeld übergeben zu werden, weinten alle zuschauenden Frauen und Mädchen aus Jammer über das allzufrüh dem Scharfrichter verfallene schöne junge Blut. Ein junger Hamburgischer Dichter, Gorch Fock, hat das von den Zeitgenossen anscheinend Verfäumte nachgeholt und Kniphoffs Laten und Schicksal ein dem Lüpkeschen Störtebekerliede ähnliches plattdeutsches Denkmal gesetzt:

Mit Piepen un Trummeln, sief Fähnlein vorop,
 twee Eddellid goht an sien Sieden,
 so stebelt Kloos Kniphoff non Winserntorn rop
 un schimpt op den Weg noch, den widen!
 He kickt no dat Woter un denkt an de See:
 Kloos Kniphoff, bald deit di keen Stebel meehr weh.

Burgen hat es an der Wasserfante nicht gegeben, außer in Ostfriesland, an den Häuptlingsitzen, und das waren postelose Steinkästen, keine Ritteritze mit Remter usw. Das, was man romantisch nennt, hat also auch in den Menschen Plattdeutschlands mit ihrer vorwiegend auf die Realität der Dinge gerichteten Sinnesart und der besonders den Dithmarschen und Friesen eigen-

tümlichen mathematischen Veranlagung niemals eine gemütliche Pflegestätte gehabt, und so finden wir von poetischen Niederschlägen der Romantik, deren eigentliches Feld sonst die Lyrik ist, kaum Spuren. Wohl aber von dem tiefen Naturgefühl, das die scheinbar so reizlose Landschaft der Marschen, Moore und Küsten in ihren Kindern auslöst. Man braucht nur eine Prosaschilderung der Eidermarsch von Klaus Groth zu lesen, um die Bande zu erkennen, die in diesen Landstrichen Menschen und Natur miteinander verknüpft. Wie aber befeelt sich diese Natur erst in seinen Gedichten, und wie ist auch hier überall der Salzgeschmack der See, das Atmen des Haffs, der geheime plutonische Urgeist zu spüren, der als zartester elementarer Duft ihren Poren entströmt. So kann man mit Recht sagen: sie sind mittelbar durch das Meer erzeugt. Mitunter steht die Natur geisterhaft, vom Irdischen losgelöst, für sich selbst da, wie im Gedicht „Dat Moor“. Meistens aber tritt sie in ihren Beziehungen zum Menschenleben und Menschenschicksal auf. Durch die dezente Farbengebung, den musikalischen Ton und die wie ein Strom leiser Elegien anmutende sprachliche Weichheit erinnert Groths Dichtung an die Poesie des stammesverwandten Theodor Storm. Groth hatte ein selbstwüchsiges poetisches Naturell; darum hat er sich in seiner Lyrik auch niemals von Heine beeinflussen lassen, obwohl dieser ihn sicher angeregt hat. Ich wenigstens finde Gefühls-elemente der Heineschen Poesie — der sich ja zu damaliger Zeit kein Dichter ganz entziehen konnte — bei Groth wieder, besonders die packende Stimmungskraft der Nordseelieder, wenn auch nicht die ihnen eigene traumhafte Süße.

De Fiskerkat

Verlaten is de Fiskerkat,
Tobraten is de Daer,
De grauen Waggen kamt und gat
Se kumt ni mehr derbaer.

Se kumt ni mehr, so frisch un schön,
As keem se jüs ut Haf,
Se kumt ni mehr, so blid to sehn,
As keem de Maan heraf.

Verlaten süht de Welt mi an,
Un düster geit dat Meer,
De blide Maan is ünnergan
Un kumt ni mehr herbaer.

Als ein weiteres Beispiel mag auch noch aus einem anderen Grunde die erste Strophe aus dem Wiegenlied der „Schipperfru“ angeführt werden:

Slap Kindjen söt,
It weeg di mit de Göt;
Buten geit dat wille Haf,
dat weegt din Bader wul op un af:
Slap Kindjen söt.

Es ist bezeichnend für die Schaffensweise Groths, der gern Volksliedmotive aufnahm und selbständig verarbeitete (nicht abschrieb, wie ihm allen Ernstes vorgeworfen ist). Der zugrunde liegende Wiegenreim heißt im Friesischen:

Sööt, Rinken, sööt,
 It waag di mit min Sööt,
 It waag di mit min ole Scho;
 Rinken, do de Dgen to.

Auch das hübsche Wiegenlied von Willrath Dreesen (im ostfriesischen Dichterbuche), mit seiner raumenden Verlebendigung des Meeres, findet am besten gleich hier einen Platz:

Slap, min Kind, de Watermann
 Kuumt all in de Sielen.
 Buten swemmt he Iank un blank,
 Buten in de Prielen (Wasserläufen).
 Buten is sin Bedd so kolt
 Un sin Hus so apen.
 Warme Minskeninnerkes
 Sallen bi hum slapen.
 Well noch wakt un well noch snakt,
 Swemmt hold in de Prielen. —
 Slap, min Lev, de Watermann
 Bullert in de Sielen.

Um auf Groth zurückzukommen: alte Volksliedmotive klingen unter anderem auch wieder in der „Rotsendochter“, der die See den Liebsten raubt:

Se kunn de Nacht ni slapen,
 De See de gung so swar un lud,
 De ganze Nacht ni slapen:
 He weer to fischen ut.
 „Min Vader lat uns rojen,
 De See de geit so lud un swar,
 Min Vader lat uns rojen,
 De Fischers stat Gefahr.“
 De Morgen grau int Osten,
 De See de gung so hoch, so holl;
 Wat dreg dar rop bunt Osten?
 Dar dreg en kentert Joll.
 „It heff vunnacht ni slapen,
 Min Vader, wenn': it bün so slecht.
 Un rekt wi noch ant Dewer,
 So makt min Bedd torecht.“

Durch Heine ist vielleicht auch „Schippers Brut“ angeregt, das Gedicht von den beiden Liebenden, die ohne Elternwissen in die weite Welt gehen:

„It kann ni vun di laten,
 Keen Annern bün ik gut!“ —
 „So dreg ik di op beide Hann'
 Wet ut de Welt herut!“

It hebb min Boot int Water,
 It hebb min Schipp in See,
 It hebb min Levste in min Arm:
 Min Vaderland, adel!"

Diese elementaren und symbolischen Beziehungen der See zu den Schicksalen des menschlichen Herzens finden sich noch zahlreicher als bei Groth bei älteren und jüngeren friesischen, besonders ostfriesischen Dichtern wieder. Überhaupt hat Ostfriesland eine garnicht unbedeutende plattdeutsche Lyrik hervorgebracht, während sich unter den schleswig-holsteinischen Hallig-, Insel- und Küstnfriesen eine solche nicht entwickelte, jedenfalls weil hier, im Gegensatz zu Ostfriesland, das Plattdeutsche das Friesische als Volks- und Verkehrssprache noch nicht hat verdrängen können. Auch dort tritt die See wiederholt als Zerstörerin des Liebesglückes auf, um so grausamer, wenn für die Geliebte ein Gretchenschicksal hinzukommt:

De Planten driesen an d' Dief,
 De Planten driesen an d' gröne Dief,
 Dar steit 'n junk, junk Wicht (Mädchen).
 Water un Wind,
 Unner 't Hart is 'n Kind.
 Mien Jung is verdrunken, verdrunken is hee,
 Mien Ollen in 't Karthoff, mien Jung in de See,
 Geen Vader vör mien Kind.

De Koster sleit de Klof,
 De Koster sleit de Dodenklof,
 Wal (wohl) ober 'n swart, swart Graft.
 Erde un Sand,
 'n Paar Planten in d' Kant.
 Un unner un boven 'n Paar Planten swartbunt (schwarz-weiß)
 Mit d' Jung in de See erst, mit d' Ollen in d' Grund
 Un naft hör lütjet Kind.

singt mit etwas sentimentalem Unterton der unglückliche Harbert Harberts.

Den gleichen vollstümlichen Ton trifft auch der ältere poetisch hochbegabte Fooke Hoissen Müller, wenn er für den letzten Gruß des im Meere versunkenen Geliebten die Schwalbenbotschaft wählt:

Schwaalkes, leev' Schwaalkes,
 Seggt, wat vertelt ji jo? —
 „Wi togen wer um, dat Schipp stürde Noord,
 Sien beste Matrose full öber Boord:
 ,Leeve Schwaalkes, do 't et de Wind tobör
 Un bringt mien lezte goode Nacht to hör
 In Dunkeln under de Boom.“

Solche natürlichen und einfachen Grundmotive, die zwanglos aus der Seele des niederdeutschen Volks quellen, sind selbstverständlich der gegebene Stoff für seine Dichter, und es ist zu beklagen, daß so vorzügliche Talente wie beispielsweise Müller und Harberts, denen sich noch manche anreihen ließen,

sich literarisch nicht haben durchsetzen können. Wir müßten, um dies zu erklären, auf Zeitverhältnisse und bestimmte Entwicklungslinien der hochdeutschen Literatur eingehen, ferner auf kurzfristiges Mißverstehen eingeborener niederdeutscher Literaten, die bis in die Neuzeit eine künstlerische Auffrischung, die z. B. französische Maler für ihre Kunst längst als notwendig erkannt hatten, im Schoße des eigenen Stammes bekämpften (Hermann Allmers). Man erkannte eben nicht, daß in diesen sprachlich manchmal noch unbeholfen ringenden Poesien die Wurzel neuer Dichterkraft saß, Reime, die längst trieben bevor die „Heimatkunst“ literarisch verkündet war. In diesem Punkte sind überhaupt die niederdeutschen Stämme, besonders die der Küstenstriche, und ihre Lyrik mit anderen Sondervölkern und ihrer Literatur zusammenzustellen. Stets erscheinen dort Stolz auf Eigenart und Heimatgefühl besonders ausgeprägt. Das Stammesgefühl der Niederdeutschen erkennt man vor allem in der dichterischen Lobpreisung der plattdeutschen Sprache. Fast kein niederdeutscher Poet hat sie unbesungen gelassen; Groths unvergleichliches „min Moderspraak“ löste diesen Ton bei allen späteren aus. Das Heimatgefühl dagegen fand sich früher — jetzt ist es nicht mehr so — in geradezu elementarer Stärke vornehmlich bei den Inselriesen, sowie überhaupt bei den Bewohnern der entlegensten, ödesten und rauhesten Gegenden. Das Heimweh der Halligleute war sprichwörtlich und hat seinen ergreifendsten Ausdruck in dem Magnussenschen Gedicht „De Halligmatros“ gefunden. Ich setze die erste und letzte Strophe hierher.

„Kaptein, ik bidd Ju, lat mi doch fort,
 O, latet mi fri, sünst lop ik vun Bord.
 Ik mut to Hus, nah de Hallig. —
 Bergahn sünd all dre ganze Jahr,
 Dat ik jümmer to See weer un nich mehr dar
 Op de Hallig, de lewe Hallig.“

Es beginnt nun ein Wechselgespräch. Der Kapitän will den Matrosen zurückhalten und schildert ihm die Kleinheit und Verlassenheit der Hallig, und als das nichts nützt, ihre Gefahren. Er schließt mit dem Bericht, daß des Matrosen Schafe und Lämmer, Frau und Kind in einer Sturmflut ertrunken sind und sein Haus fortgespült worden ist, aber der bleibt fest:

„Ach Gott, Kaptein, is dat dar geschahn;
 Un schall ik dat allens nich weddersehn,
 Wat so leev mi weer op de Hallig?
 Un jem fragen mi noch, wat ik dar will dohn?
 Ik will starben un deep in de Ere rohn
 Op de Hallig, min lewe Hallig.“

Wie groß auch die Gefahren der See sind und wie oft sich das Motiv „blemen“ (geblieben) wiederholt: die See lockt Seemannsblut. Was kümmert es den Jungen von der Waterkant, ob „Nasmus“ auch ihn vielleicht einmal holen wird, wie den Vater, die Brüder, den Nachbar. Er ist ein Kind der See, denn das Land, auf dem sein Vaterhaus steht, ist von ihr gegeben, und so gehört er zu ihr. So entwickelt sich überall, wo Schiffer und Fischer

einerseits und Bauern anderseits in der Küstengegend sich berühren, ein starker Gegensatz, in dem der Seemann, kann er es mit dem Geld des Bauern auch nicht aufnehmen, sich als der Freiere und Tüchtigere fühlt. Das geht sogar auf die Frauen über. Die friesische Eilandstochter weist die Werbung des reichen Festlandsbauern stolz zurück:

Un werst du Bur of golden
du protst mi nich so mall,*)
dat mi din Gold kunn holden,
Ik geh nich an de Wall (Festland).

Min Eiland droggt min Hüsten,
Min Weg is 't Schipp to See,
Hier bleihn mi Blomenstrüskten,
De 't an de Wall nich seh.

Un sittst achter Diek un Dammen,
Un büst oot 'n Hartensbeef,
't heff anner Brüdigammen:
De See, de heff ik lev!

In See dar schlafen min Ollen,
In See dar schlöppt min Brör,
To hör will ik mi holden,
Un rüsten dar bi hör.

In See dar schwemmt dat Fisten
So munter, ruum un blank.
Du meenst, wullt mi erwirken
In 't Rettje? — Nee, ik dank!

Neben solchen Gegensätzen kommt aber auch die eigentliche seemannische Berufsfreudigkeit, das Bord-, Matrosen- und Fischerleben kraftvoll und anschaulich in der Seemannspoesie zum Ausdruck. Von den alten Emdener Wuisen (Heringsfängern) meldet uns folgendes Gedicht aus dem Jahre 1828:

Hurrah! de Seils sijn utgespannt,
't geit in de wilde See!
Hurrah! de Dreibaß lößgebrannt —:
De König lev', un't Waderland,
Un Emdens Fischeree!

Man wird auf Teilung gefäch haben, denn eine Strophe lautet, tröstlich für die zurückbleibende Braut:

Min Brutje! wat ik overwinn,
Dat deel ik dann mit di,
De Domine de schrifft uns in,
Un uns beglüct een troe Minn;
Du levst vergnögdt mit mi!

Die ganze Poesie der alten Segelschiffahrt klingt aus einem Liede des gleichen Jahres „Dat seilklare Schipp“ wieder, das wegen seiner zahlreichen nautisch-technischen Ausdrücke hier leider keinen Platz finden kann. An Bord,

*) Du redest mich nicht so dumm.
Grenzboten IV 1912

und somit auch in den Bordliedern, geht es bekanntlich mehr realistisch herb als zartfühlend her, wie überall, wo Sitte bringende Weiblichkeit ausgeschaltet ist. Man höre ein paar Verse, mit denen der Bremer Seemann Ned die famosen Geschichten aus seiner „Fohrensftied“ einleitet:

For ohle Frunne schrew ick dat
Un nich for kliftern Tanten,
De ehr Grandibel in'n Koffe stippt, —
Blot for mien ohln Bekannten.
Min in de Leerpütz med de Just,
Wat helpt dat lang Besinnen,
Un de Pardunen dalgestuft, —
Dat anner ward sîc fînnen.

Ein echter und rechter Seemannspoet wird uns voraussichtlich einmal in dem schon genannten Gorch Fock, einem Finkenwärder Fischerkind, erwachsen. Der kennt die See und ihre Leute. Als Beispiel sein Gedicht auf die aufstizende Fünfmastbarl „Preußen“ (7. November 1910).

Vor Dover sitt wi up den Steen
Mit braken Topp un Mast,
Op dat Deck springt de groten Brekers,
De hungrigen Störtebekers,
Un de Felsen, de Felsen hostt fast!

An Deck mit dien Harmonika,
Lütt Kock, un speel en op!
Un denn lat dat Water man brusen,
Un denn lat den Stormwind man fusen,
Denn heff ick wat anners in'n Kopp.

Denn denk ik an Sankt Pauli woll
Un an mien seute Deern;
Na Iquique wull se mi schrieben:
Dat wi vor England sullen bliben,
Dat seeg ik verdammi nich geern.

Wat grippst du uns hier binnen an,
Du wille Wind, du Deert?
In 'n Atlantik kunnst du uns rieten,
Bi Kap Hoorn dor kunnst du uns smieten;
Dor harr sîc uns' Preußen woll wehrt!

Sall so uns' Fiesmastschipp vergahn?
De Königin op See?
Ne, Jungens, dat droff dat nich geben!
De „Preußen“ un wi wöllt noch leben!
Hurrah öber Luw — öber Lee!

Seltsamerweise hat nur die Nordsee ihre Kinder (Dithmarscher und Friesen) zu ihrem dichterischen Ruhm begeistert. Die Ostsee nicht, nicht einmal den Dichter des „Bagel Grip“, John Brinckman.